



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Die nächsten Aufgaben der christlichen Welt : geschichtsphilosophische
Gedanken 18 : (Schluß der ganzen Reihe)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Die nächsten Aufgaben der christlichen Welt

Geschichtsphilosophische Gedanken 18

(Schluß der ganzen Reihe)



ie in Religion und Kunst die Reihe der möglichen Neuschöpfungen, so scheint in der Wissenschaft die Reihe der großen Entdeckungen geschlossen zu sein. Die Oberfläche unsers Erdballs kennen wir, bis auf die Polarkappen, und was auf denen etwa noch gefunden werden könnte, das wird weder ein lebhaftes Sehnen des Erkenntnistriebes, noch irgend ein wirtschaftliches Bedürfnis befriedigen. In die Welt des unendlich Großen haben uns Fernrohr und Spektralanalyse, in die des unendlich Kleinen das Mikroskop, die chemische Analyse und die Kunst der Hypothesenbildung so weit eingeführt, als der Menscheng Geist und das menschliche Auge zu dringen vermögen. Die Verkettung und das Getriebe der *causae secundae* in der Körperwelt ist uns durch die Zurückführung aller Naturerscheinungen auf die Molekularbewegung enthüllt worden, und die Forschungen der Zukunft werden zwar noch manche bisher dunkel gebliebne Stelle des Naturganzen beleuchten, aber kaum mehr als eine noch übrige epochemachende Entdeckung zu Tage fördern, über die *causa prima* hingegen und über den Zusammenhang der *causae secundae* mit ihr sowie über das Geheimnis der menschlichen Seele uns so wenig Aufschluß geben als eine der frühern Entdeckungen. Die eine Entdeckung, die noch zu machen ist — denn mit den Naturwissenschaften verhält es sich wie mit der Erdoberfläche: je vollständiger wir das Ganze kennen, desto genauer vermögen wir die noch unbekannt gebliebenen Teile anzugeben —, diese eine noch übrige Entdeckung also ist die Auflösung aller chemischen Elemente in ein Grundelement, ehemals das Ziel der tastenden Versuche der Alchymisten. Eine Entdeckung, die wie die Entdeckung Amerikas alle Kulturvölker mit unsäglichem Staunen und mit neuen phantastischen Hoffnungen erfüllte und in jahrzehntelange freudige Aufregung versetzte, ist demnach nicht mehr zu erwarten. Schon die Entdeckungen unsers Jahrhunderts haben diese Wirkung nicht mehr gehabt. Der Dampfwagen und das elektrische Licht, bei deren erstem Anblick das staunende Publikum Mund und Augen aufriß, waren keine Entdeckungen, sondern nur

Anwendungen von Erfindungen, die auf lange vorher gemachten Entdeckungen beruhten. Die meisten und wichtigsten der neuen Erfindungen und Entdeckungen haben nur für die Männer der Wissenschaft ein tieferes Interesse, und in Zukunft wird niemand mehr das Entzücken empfinden, dessen wir Ältern doch noch bei der Feststellung des Satzes von der Einheit der Naturkräfte und bei der Erfindung der Spektralanalyse teilhaftig geworden sind, denn die Jugend lernt das alles jetzt in der Schule in einem Alter kennen, wo sie dem wissenschaftlichen Interesse noch gar nicht zugänglich ist, und alle diese schönen neuen Wahrheiten, deren erste Enthüllung auf den denkenden Mann wirkt, wie das Frauenbild in der Hexenküche auf Faust, sind dem jungen Geschlecht, das mit ihnen aufwächst, so alltäglich, so selbstverständlich, so gleichgiltig, wie die Kunde von Amerika und von der doppelten Umdrehung der Erde uns Ältern gewesen ist. Denkenden Männern wird die wissenschaftliche Forschung und die Einsicht in den Zusammenhang der Dinge zwar auch in Zukunft immer noch Befriedigung und einen leidenschaftslosen Genuß gewähren, aber niemals mehr jenes stürmische Entzücken hervorrufen, das die Weisen früherer Zeiten empfanden, wenn sie, einen Zipfel des Schleiers lüftend, aus dem, was sie dahinter schauten, die Hoffnung schöpften, sie würden das Weltgeheimnis ergründen. Wir Heutigen wissen ganz genau, daß wir zwar unzählige Einzelheiten wissen können und — leider! wie unsre Examinanden seufzen — wissen müssen, von dem einen aber, wonach sich die Weisen aller Zeiten sehnten, auf natürlichem Wege nichts wissen und nichts wissen können: *ignorabimus*.

Verhältnismäßig wenige nur sind es, denen das solchergestalt begrenzte Glück des wissenschaftlichen Genusses zu teil wird. Für die Menschheit im ganzen haben die Naturwissenschaften nur insofern Wert, als ihre Anwendung unser materielles Wohl befördert. Aber auch in dieser Beziehung sind wir über die Zeiten hoch gespannter Erwartung hinaus. Das arbeitende Volk Englands sah in den Maschinen gleich anfangs ganz richtig seine Todfeinde, und das Parlament mußte zu seinem Schutz 1782 ein besonderes Gesetz erlassen. Einige Jahrzehnte später, nachdem die moderne Technik bereits ihre ganze Macht und Pracht entfaltet hatte, klagte der liberale John Stuart Mill, daß alle ihre Errungenschaften auch nicht eines Menschen Plage zu vermindern vermocht hätten. Und in unsern Tagen ruft der liberale Professor Herrmann, eine Sachautorität ersten Ranges, den Arbeitern zu: Gebt euch keinen Einbildungen hin! Schweren Zeiten geht ihr entgegen; die Lösung des technischen Fortschritts lautet: Hinaus mit dem Menschen aus der Produktion! Dem Reichen allerdings schafft die moderne Technik den Himmel auf Erden, sofern ein ununterbrochener verfeinerter Sinnengenuß, der keine andre Schranke kennt als die Genußfähigkeit des Menschenleibes, eine beliebige Fülle von Kunstgenüssen, die Befreiung von jeder Unbequemlichkeit und die Macht, in jedem Augenblick jede Laune zu befriedigen, den Himmel ausmachen. Der reiche

Engländer schmückt seinen Mittagstisch und das Zimmer seiner Frau oder seiner Bühlerin täglich mit frischen Blumen aus Nizza, verschönert die Beine seiner Tänzerinnen bald mit bengalischem bald mit elektrischem Licht, stattet seine Schlösser mit den erlesensten Kunstwerken aller Zeiten und Stilarten aus, schafft sich — alles natürlich ohne eignen Mühe- und Kraftaufwand, nur mit Geld — in jedem Augenblick die ihm behagliche Zimmertemperatur und die ihm zusagenden Wohlgerüche, genießt in jedem Monat die freie Luft dort, wo sie gerade am angenehmsten ist, je nachdem, in Schottland oder im Engadin, im Bois de Boulogne oder im HydePark, sieht niemals andre als freundliche und prachtvolle Umgebungen: schöne Landschaften oder reich ausgestattete geschlossene Räume — geht er auf Reisen, so nimmt er ein Stück schönen geschlossenen Raumes mit —, und beliebt es ihm, Vergnügungen im Geschmack des Altertums und des Orients, die im heutigen Europa gesetzlich verboten sind, anderswo als in seinen eignen geschlossenen Gemächern zu kosten, und ein dummeifriger Polizist ist so ungeschickt, ihn anzuzeigen, so erspart er gefällig dem Richter die Verlegenheit durch eine Spazierfahrt nach Indien. Sein Beruf verschafft dem vornehmen Manne unsrer Zeit, wenn er nicht etwa Offizier ist, nicht einmal mehr das für die Gesundheit erforderliche Maß von Muskelaufstreuung und Temperaturwechsel, sodaß er zu diesem Zweck allerlei Sport erfinden muß. Für das Glück der mittlern Volksschichten leisten die Wunder der Technik wenig. Wie viel trägt es denn zum Wohlbehagen und zur Veredelung des Volks bei, daß sich die reichen großstädtischen Schlächterweiber von Stangen in Italien und im Orient herumschleppen lassen, um den Petersdom und die Tempel von Karnak anzugleichen; daß jeder Spießbürger zu jeder seiner drei Mahlzeiten einige bedruckte Bogen voll elenden Klatschs geliefert bekommt; daß jede Streichholzschatel mit dem farbigen Bilde einer Kokotte geschmückt ist; daß sich die Schaufenster täglich mit neuen Nippfiguren und Prunkgeräten allerneuester Erfindung füllen; daß immer neue Stoffe erfunden werden, aus denen man solche Sächelchen herstellt, neue Stoffe auch für den Häuserbau, fürs Straßenpflaster und für die zum Teil verunstaltenden „Costumes“ unsrer Frauen und Mädchen?

Für die untern Klassen, die teils die Urstoffe aus dem Schoße der Erde heraufzuschaffen, teils sie in Fabriken zu verarbeiten und jene Herrlichkeiten herzustellen haben, bedeutet fast jeder Fortschritt der Technik eine Verschlimmerung der Hölle, in der sie leben. Wenn wir einige Bequemlichkeiten des Wohnens und Reisens, wie die neuen Heizvorrichtungen, die teilweise auch ihnen zu gute kommen, ausnehmen, so wird eigentlich nichts erfunden, was sie für die Leiden entschädigte, die ihnen der „Kulturfortschritt“ auferlegt. Mit Ausnahme der Bergwerksarbeit und des Ruderns auf den Galeeren haben Altertum und Mittelalter keine Arbeit gekannt, die so unerfreulich und widerwärtig wäre, wie die Fabrikarbeit seit Einführung der Maschinen. Dazu hat

die Chemie einen Höllestrom greulichen Gestanks, giftiger Gase und zerstörender Substanzen über die unglückliche arbeitende Menschheit ergossen. Jedermann kennt den schrecklichen Zustand, in den der Phosphor die damit arbeitenden versetzt. Ich frage jeden, der ein menschliches Herz im Leibe hat, ob er, wenn er die Wahl hätte, die Bequemlichkeit, die die Phosphorstreichhölzer gewähren, mit den zerfressnen Kimladen eines einzigen Menschen erkaufen, ob er nicht viel lieber zu Stahl und Feuerstein zurückkehren würde? Ist es nicht ein wahrhaft ruchloser Gedanke, daß das bankerotte Italien aus diesen Unglücklichen einige Millionen herauspressen und dadurch sein Defizit heilen will? Man sage nicht: die Opferung nicht bloß eines, sondern von vielen tausenden von Phosphorarbeitern sei notwendig, weil wir heutiges Tags in der rasenden Hast des Konkurrenzkampfs keine Zeit mehr hätten, uns Feuer zu pinken! Die am meisten Streichhölzer brauchen, haben außer Zigarrenrauchen überhaupt nichts zu thun. Und die andern, was leisten sie denn mit ihrer Hast und Vielgeschäftigkeit und Überarbeit? Denken wir nur an unsern eignen Berufsweig: Schriftstellerei, Bücher-, Zeitungen- und Zeitschriftenherausgabe, so ist doch alle Welt längst darin einig, daß mindestens die Hälfte alles dessen, was gedruckt wird, schädlich und von der unschädlichen Hälfte die Hälfte überflüssig ist. Würde also nur der vierte Teil von dem hergestellt, was jetzt herauskommt, so würde dieses Weniger bedeutend mehr sein; das Publikum würde mehr und aufmerksamer lesen und das Gelesene besser verdauen. Es wäre also ein Glück und eine Wohlthat für die Menschheit, wenn alle in diesem Berufsweige beschäftigten, vom Schriftsteller und Verleger bis zum Sezerlehrling und der Zeitungsfrau, nur den vierten Teil dessen arbeiteten, was sie heute schanzten. Möchte sich nur jedermann hübsch Zeit nehmen! Es würde alles, was die Menschheit braucht, ganz gut fertig, reichlich und mehr als genug. Und welcher vernünftige Zweck ist denn durch die Mule Jenny und den mechanischen Webstuhl verwirklicht worden, die, von den Textilarbeitern Englands verwünscht, die Fabrikanten so unermeslich reich gemacht haben? Welches Kulturgut soll denn die Frucht davon sein, daß hunderte tausende von englischen Kindern dem Moloch Mammon geopfert und die Weber ganz Europas bis auf den heutigen Tag zum Hungern verurteilt worden sind? Etwa, daß sich jetzt alle Frauen jährlich zwei- bis viermal neue Lappen anschaffen müssen, während die Kleider der Großmutter zwanzig bis vierzig Jahre gehalten haben? Ist das ein Endzweck, mit dem sich die furchtbarsten Leiden von Millionen Menschen rechtfertigen lassen?

Nur die dem zähen Widerstande der Großindustriellen mühsam abgerungnen Arbeiterschutzgesetze können vielleicht auf dem Festlande verhüten, daß nicht unter der Einwirkung des technischen Fortschritts alle Bergwerke und Fabriken, alle Werkstätten der Hausindustrie solche Folterkammern werden, wie die englischen bis in die Mitte unserers Jahrhunderts fast ausnahmslos gewesen sind.

In die wirklichen Zustände der arbeitenden Klassen gewinnt ja nur ein sehr kleiner Teil der bessern Stände klare Einsicht; die Furcht der Regierungen einerseits vor der Revolution, andererseits vor überschweren, vielleicht unlös-
baren Aufgaben, die ihnen die öffentliche Meinung zumuten könnte, vereinigt sich mit den Interessen der herrschenden Klasse, jedes wahrheitsgetreue Bild proletarischer Zustände aus der Öffentlichkeit zu bannen. Elendschilderungen gelten für sozialdemokratisch, und einen sozialdemokratischen Redakteur dulden weder die Verleger noch die Inserenten der bürgerlichen Presse. Nur so oft die verschiedenen Interessengruppen innerhalb der herrschenden Klasse einander gegenseitig in die Haare geraten, wird zu Parteizwecken hie und da eine kleine Indiskretion gestattet. So z. B. dürfen die deutschfreisinnigen Blätter solche Notstandsberichte bringen, die sich gegen die Agrarier verwerthen lassen. Dagegen wurde vor einigen Jahren einem Feuilletonisten, der für ein großes norddeutsches Organ über eine englische Industrieausstellung, ich glaube in Manchester, zu berichten hatte, nach dem ersten Briefe sofort das Wort entzogen, weil er mit einer Schilderung des traurigen Eindrucks begann, den die dortige industrielle Bevölkerung auf den Beschauer macht. Höchst charakteristisch ist folgende Thatsache, die wir der Sozialpolitischen Rundschau (März 1892, S. 429 — diese Monatschrift hat nur ein halbes Jahr bestanden) entnehmen. Im Dezember v. J. behauptete Graf Kaunitz im österreichischen Abgeordnetenhause, während die Kosten der Gewerbeinspektoren beständig wüchsen, drohe ihr Nutzen zu verschwinden, und fuhr dann fort, ohne daß ihm, wie es scheint, widersprochen worden wäre: „Die Inspektoren fingen an, ihres Amtes zu walten, und gleich die ersten Enthüllungen über das Maß der kapitalistischen Ausbeutung sollen so furchtbar gewesen sein, daß die Behörden statt einzugreifen und abzuhelpen sich bei den Oberbehörden beschwerten. Die Folge war, daß die Inspektoren angewiesen wurden, in ihre Berichte die Details nicht mehr aufzunehmen, und seitdem mußte sich auch der Zentralgewerbeinspektor der Mühe unterziehen, die einzelnen Berichte abzuglätten, was freilich nicht ganz der Bestimmung des § 13 des Gesetzes über die Gewerbeinspektion entspricht. Aber es geschah doch und zwar, wie der Ausdruck lautet, um die Empfindlichkeit der Unternehmer zu schonen.“ Braucht es noch besonders bemerkt zu werden, daß diese Rede nicht zu der Klasse derer gehört, die von Wolffs Telegraphen in alle Welt hinausgetragen und von den Zeitungen breitgetreten zu werden pflegen? Alle Regierungen sind zärtlich besorgt um den Herzensfrieden ihrer Kapitalisten, aber wohl keine mehr als die österreichische.

Ja dieser Herzensfriede! Es ist ja nicht Härte, wenn sich die Fabrikanten und ihre Damen bei manchen Berichten über ihre eignen Fabriken die Ohren zuhalten, beileibe nicht! Weichheit ist es, Zärtlichkeit, Sentimentalität, Humanität! Unendlich mitleidsvoll ist unser heutiges Geschlecht! Die Gänse sollen in Wagen mit Gummirädern zu Märkte gebracht und beim Kauf nicht

hart angefaßt werden, so verlangt die Polizei, und das Gänsefleisch würde man am liebsten ganz verbieten, wenn es nur einen vegetabilischen Ersatz für Gänsebraten gäbe! Der gebildete Mensch unsrer Zeit kann weder Tier- noch Menschenquälerei mehr sehen, und darum — muß jedes Bild menschlicher Leiden aus dem Gesichtsfelde des gebildeten Mannes, der zartfühlenden Frau verbannt werden. Darum darf auf den Straßen kein zerlumptes, kein barfüßiges, kein taumelndes Menschenkind geduldet werden (ist Barfußgehen im Sommer auch kein Leiden, sondern ein Vergnügen, so ist es doch außerhalb Wörzshofen ein Zeichen von Armut, und Armut, die leicht Leiden erzeugt, darf es eben nicht geben). Darum wohnt der nordische Reiche, abweichend von dem italienischen oder spanischen Großen alten Stils, in einem verschlossenen Hause, das seine Thür nur „respektabeln“ Besuchern öffnet, auf dessen Stufen, in dessen Vorgarten, in dessen Umgebung kein Zeichen menschlicher Bedürftigkeit geduldet wird. So unterstützt also die verfeinerte und veredelte Empfindung des unbeteiligten Publikums die Bemühungen der Regierungen und der Interessenten, und so versetzt sich der Reiche, der Mann der gebildeten Mittelklasse mit Hilfe der Polizei in die angenehme Überzeugung, alle Welt lebe in Wohlstand und freundlichem Behagen, und das Elend komme nur in den Romanen vor. Aber während dem Reichen die Welt des Elends verschlossen bleibt, kennen die Armen die Welt des Reichen durch und durch. Denn sie sind es, die seine Wohnung, seine Geräte, alle Bestandteile seiner Pracht und seiner Bequemlichkeit herstellen und diese Herrlichkeit allsommerlich reinigen, ausbessern, erneuern, während er auf Reisen oder im Bade oder in einem andern seiner Paläste weilt.

Daß es gar keine Leiden gäbe, kann nun freilich auch der phantasievollste und weltfremdeste Optimismus nicht behaupten, und so erfindet man denn zu ihrer Abwehr allerhand Zurüstungen, in denen sich die edle Humanität selbstgefällig bespiegelt. Dahin gehören u. a. auch die Friedenskongresse. Daß der Krieg eine unsers humanen Zeitalters unwürdige Barbarei sei, wagt öffentlich kaum noch jemand zu bestreiten. Moltke freilich war der entgegengesetzten Ansicht, aber einem so berühmten Manne, so mag Bertha von Suttner wohl denken, kann man eine Schrulle schon nachsehen. Wir erklären uns für Moltke. Der ungenannte Verfasser des Schriftchens: „Krieg, Friede und Erziehung“ (Leipzig, Kenger, 1891) hat den Friedensenthusiasten die unbestreitbare Wahrheit entgegengehalten, daß die Industrie den Krieg in dem Maße an Unmenschlichkeit übertrifft, als die Verkümmern durch Hunger und ungesunde Lebensweise schmerzvoller ist als der Tod in der Schlacht. (In dem Bericht einer englischen Parlamentskommission von 1842 wird berechnet, daß die Zahl der jährlichen Todesfälle unter der Arbeiterbevölkerung, die nur durch Unreinlichkeit und ungesunde Wohnungen verschuldet worden waren, doppelt so groß sei, als der Verlust der Verbündeten bei Waterloo.) Und damit ist noch

nicht alles gesagt. Die Zahl der Verwundungen, Verstümmelungen und gewaltfamen Tötungen durch Maschinen, die jährlich in Deutschland und Frankreich vorkommen, wird jetzt schon der des Krieges von 1870 nicht viel nachgeben und sie bald übertreffen. Seitdem die Unfallversicherung zur Aufstellung einer genauen Statistik der gewerblichen Unfälle nötigt, wissen wir, daß deren Zahl von Jahr zu Jahr steigt. Wenn, wie manche Unternehmer behaupten, die Unfallrente an dieser erschreckenden Zunahme schuld wäre, so würde darin die denkbar stärkste Anklage gegen unsre sozialen Zustände liegen. Denn zu welchem Grade stumpfsinnigen Elends müßten Arbeiter herabgesunken sein, die sich gleichgiltig von einem Räderwerk Arme und Beine ausreißen ließen, nur weil sie wissen, daß sie als Krüppel nicht werden zu verhungern brauchen! Aber Sachverständige haben bereits klar gemacht, daß bei dem immer rasender werdenden Tempo der Maschinenarbeit die stetige Zunahme der Unglücksfälle durch Sicherheitsvorschriften und Schutzvorrichtungen kaum werde verhütet werden können, namentlich wo wegen überlanger Arbeitszeit oder jugendlichem Alter jene Spannkraft der Aufmerksamkeit fehlt, die beim Hantiren zwischen wirbelnden Getrieben und tausenden Rädern nötig ist.

Selbst eine an sich so preiswürdige Errungenschaft wie die Bannung der Pest und anderer schlimmen Seuchen weniger durch die Heilkunst als durch eine von medizinischer Einsicht geleitete Gesundheits- und Reinlichkeitspolizei droht aus einem Segen in Unheil umzuschlagen; ist doch unter allen Gespenstern, die uns bedrohen, das der Übervölkerung das schrecklichste. Selbst wenn auch dieses gebannt werden könnte, etwa durch Verminderung der Geburten, und wenn das Leben vieler nicht so elend wäre, würden wir eine allgemeine Erhöhung der Lebensdauer nicht besonders wünschenswert finden. Die Welt würde dadurch wahrlich nicht schöner, daß man mehr Greise als Kinder und Säuglinge zu sehen bekäme, und das Leben der Hochbetagten ist für sie selber wie für ihre jüngern Mitmenschen meistens ein sehr fragwürdiges Glück. Bedauernd und schrecklich vermögen wir jenen Zustand früherer Zeiten, wo Seuchen und Gewaltthaten öfter als heute den Lebensfaden in der Mitte durchschnitten, weder vom Standpunkte der Diesseitigkeit noch von dem der Jenseitigkeit zu finden. Von jenem nicht, weil ein kurzes mit frischem Handeln und Genuß ausgefülltes Leben besser ist als ein langes ödes, langweiliges oder gar elendes Hinsiechen oder Vegetiren. Von diesem aus nicht, weil es doch wahrlich nicht als ein Unglück angesehen werden kann, wenn jemand sein jenseitiges Ziel nach kürzerer Prüfungszeit erreicht. Die Weisen der Juden und der Griechen — man vergleiche das vierte Kapitel des Buches der Weisheit mit der Erzählung von Kleobis und Biton — preisen einmütig den früh vollendeten Gerechten glücklich, und die überängstliche Sorge unsrer Zeit für die Verlängerung des Lebens ist nichts weniger als ein Zeugnis für ihre Weisheit.

Wir schreiten fort, nicht weil wir etwa erwarteten, daß der Kulturfortschritt das Glück oder die Tugend der Menschheit erhöhen werde, sondern weil wir, auch wenn wir es wollten, weder stehn bleiben noch zurückschreiten könnten. Auch wird jeder Fortschritt dadurch, daß sich die Menschheit auf ihn einrichtet, unentbehrlich. Nachdem die vervollkommeneten Verkehrsanstalten die Anhäufung von fünf Millionen Menschen in einer einzigen Stadt ermöglicht haben, könnte diese Stadt ohne Eisenbahn und Dampfschiff auch nicht eine Woche lang fortbestehen; wo die Dreschmaschine einmal eingeführt ist, da ist es dem Landwirt unmöglich, zum Dreschflegel zurückzugreifen, und so fort in allen übrigen Verhältnissen. Nicht durch Rückschritt also, sondern nur durch weitem Fortschritt können die Übelstände überwunden werden, die der Fortschritt erzeugt. Welche sozialen Hoffnungen sich gegenwärtig an den weitem Fortschritt der Elektrotechnik knüpfen, ist bekannt. Sollte sie diese Hoffnungen nicht erfüllen können, die eine davon vielleicht darum nicht, weil sich das Großkapital auch der Wasserläufe bemächtigt, die man durch die elektrische Kraftübertragung für das Kleingewerbe nutzbar zu machen gedachte, so würden uns alle Wunder der elektrotechnischen Ausstellungen kalt und gleichgiltig lassen; sie wären dann nur Verkündiger neuen Elends und außerdem Spielzeug für große Kinder, weiter nichts.

Die vom Kulturfortschritt erzeugten Übel durch weitem Fortschritt überwinden, das eben macht einen sehr wesentlichen Teil des Lebensinhalts der Menschheit aus. Sollte dieses auf die Dauer nicht gelingen, und wäre die Entwicklung Englands, das in den beiden Elementen des modernen Lebens: Kapitalismus und Maschinentchnik seit hundertundfünfzig Jahren die Führung hat, vorbildlich für die der ganzen Kulturwelt, so wäre damit die Wahrheit des Pessimismus bewiesen. Nicht einmal der christliche Optimismus mit seiner Hoffnung aufs Jenseits vermöchte dagegen aufzukommen. Denn in dem Zustande, worein jene Mächte den englischen Arbeiterstand, d. h. die größere Hälfte des Volkes, versetzt hatten, konnten sich jene Keime der Menschenseele, die den Hinweis auf ein besseres Jenseits bergen, gar nicht entfalten. Tausende von Kindern wuchsen bei rein mechanischen Arbeiten unter beständigen Mißhandlungen auf, zum Teil vom vierten Jahre ab in der ewigen Nacht eines Kohlenschachtes, ohne daß ihnen irgend jemand sittliche oder sonstige höhere Begriffe beigebracht hätte. Der einzige Lebensgenuß, den sie kannten, war ein rein tierischer Geschlechtsgenuß, zu dem sie auf ihren ekelhaften Massennachtlagern schon im zartesten Alter angeleitet wurden. Die Reinigung des Körpers durch Waschen lernten nur solche kennen, die einmal ins Gefängnis kamen. Viele wußten ihren Namen nicht, weil sie keinen hatten — sie wurden nur mit Spitznamen gerufen. Aus dem Children's Employment Report von 1843 erfährt man, daß die jungen Leute in Wolverhampton, obwohl für sie damals schon der gesetzliche Zwang zum Besuche der

Sonntagsschule bestand, nichts von Gott, Himmel und Hölle wußten, die Namen Christus und Paulus nicht kannten, nie etwas von einer Stadt London und von „Ihrer Majestät“ gehört hatten. Ein junger Mensch von siebzehn Jahren wußte nicht, wie viel 2×2 ist und wie viel Farthings ein Twopence hat, auch als man ihm das Geldstück in die Hand legte. Dagegen kannten alle den Namen des Räuberhauptmanns Dick Turpin. Das Dasein der dabei übrigens gutartigen schottischen Bergwerksarbeiter bezeichnet der Berichterstatter Franks in demselben Report als ein „rein tierisches.“ (Den Wortlaut der Parlamentsberichte findet man u. a. im Anhange des von G. F. Knapp herausgegebenen Werkes: Zwei Bücher zur sozialen Geschichte Englands von Adolf Held.) Daß diese Bevölkerung stellenweise nicht allein gutartig war, sondern in vereinzelt Fällen sogar sittliche Begriffe und edle Charakterzüge offenbarte, wird von den Berichterstattern als ein erstaunliches Wunder und als ein schlagender Beweis für die unverwüßliche Güte der Menschennatur hervorgehoben.

Aristoteles hat gesagt, der dramatische Dichter dürfe keinen ganz guten Mann ohne alles eigne Verschulden unglücklich werden lassen, denn das sei gräßlich. Da das doch vom neugeborenen Kinde mindestens in demselben Maße gilt wie vom guten Manne, so bietet England das Gräßliche in Millionen Fällen und als den Hauptinhalt seines Volkslebens dar, und wenn es als fortgeschrittenstes Land der Typus der Weltentwicklung wäre, so wäre das Welt drama die Tragödie des Gräßlichen. Den paulinischen Einwand, die Leiden dieser Zeit seien nicht zu vergleichen der ewigen Herrlichkeit, könnte der Christ kaum noch zu erheben wagen, da ja das Leben jener Unglücklichen das gerade Gegenteil einer Vorbereitung auf das Jenseits war. Wir dürfen glücklicherweise sagen „war,“ weil sich seitdem die Lage der englischen Arbeiterbevölkerung gebessert hat. Schon die Pflicht der Selbsterhaltung hat die höhern Stände gezwungen, die Arbeiter zum Bewußtsein ihrer elenden Lage zu bringen und ihnen beim Aufwärtstreben die Hand zu bieten, denn wenn um das Jahr 1830 einer der europäischen Großstaaten eine tüchtige Kriegsflotte gehabt und einen Einfall unternommen hätte, so wäre es um England geschehen gewesen. Aber nichts bürgt dafür, daß die Besserung Bestand haben werde. Bei der gegenwärtigen Verteilung des Eigentums, und bei der täglich wachsenden Schwierigkeit, den Armen Brotverdienst zu verschaffen, wird auch der beste Wille das Zurückgleiten ins alte Elend nicht verhüten können. Und hätte irgend ein furchtbares Naturereignis im Jahre 1830 ganz Großbritannien vernichtet, was hätte das geschadet? Für das damalige englische Volk trifft die pessimistische Rechnung unbedingt zu: die Summe des Elends, das aus der Welt geschafft worden wäre, war viel größer, als die Summe des Glücks, das ein solcher Massenuntergang vernichtet hätte. Oder wäre dieser Untergang für die übrige Menschheit ein Verlust gewesen? Was hätte sie wohl verloren? Welche Güter

erzeugt denn das England des neunzehnten Jahrhunderts als Erbteil für die zukünftigen Geschlechter? Die alten Babylonier und Ägypter haben uns Reste ihrer Bauten und Kunstdenkmäler, würdig der sinnenden Beschauung, hinterlassen, dazu die Anfangsgründe der Rechenkunst, der Mechanik, der Astronomie. Was wir den alten Juden, Griechen, Römern, den mittelalterlichen Völkern verdanken, braucht nicht erst gesagt zu werden, das neuere Deutschland hat schon durch seine großen Komponisten allein das Glück aller zukünftigen Geschlechter um unermessliche Summen vermehrt („es ist mehr Glück in der Welt, seitdem Mozart gelebt hat,“ schrieb kürzlich ein Musikschriftsteller), und auch die Italiener und Franzosen haben ähnliche Beiträge geliefert. Aber welche Kulturgüter hat England nach dem Tode Shakespeares und Newtons noch hervorgebracht, die wir nicht auch ohne England hätten oder haben könnten?

So hätten wir denn in diesem merkwürdigen Lande eine Unsumme von Übeln, von denen kein Nutzen und kein Zweck zu entdecken ist. Das furchtbare Rätsel des Übels ist eben ungelöst und unlösbar. Auch das Christentum hat es nicht gelöst, sondern nur seinen Gläubigen die feste Zuversicht eingesflößt, daß ihnen das Jenseits eine befriedigende Lösung bringen werde. So viel sehen wir wohl ein, daß mit dem sittlich Bösen auch der Begriff des sittlich Guten schwinden würde — eine der Ursachen, nebenbei bemerkt, weshalb wir uns von dem Zustande der Seligen keine Vorstellung machen können —, und daß ohne Leiden kein sittlicher Charakter zustande kommt; aber wozu Leiden nötig sind, die den sittlichen Charakter in ganzen Völkern zerstören, das hat noch niemand erkannt. Auch als Mittel des rein äußerlichen technischen Kulturfortschritts sind sie, wie wir in einzelnen Fällen nachgewiesen haben, weder notwendig, noch zu rechtfertigen. Wer nicht glaubt, daß es ein Jenseits gebe, in dem das Rätsel werde gelöst und die im Diesseits unaufhörlich so grausam verletzte Gerechtigkeit wiederhergestellt werden, der muß sich notwendigerweise zum Pessimismus bekennen. Und sogar der Trost des Christentums vermöchte uns, wie wir sehen, vorm Pessimismus nicht zu schützen, wenn wir nicht fürs Diesseits das von Bentham aufgestellte Ziel der Kulturentwicklung: das möglichst größte Glück möglichst vieler, für richtig hielten. Selbstverständlich unter der dreifachen Voraussetzung, daß das Glück nicht in einen rein tierischen Sinnengenuss gesetzt, nicht in selbstfüchtiger Vereinzelnung gesucht und nicht als ein erst in der Zukunft zu verwirklichendes Gut vorgestellt wird. In diesen drei Punkten treffen wir mit dem Christentum zusammen; insbesondre gilt das Wort des Heilandes: daß ein jeder das Himmelreich im eignen Herzen trage (Luk. 17, 21), von allen Menschen seit der Schöpfung bis ans Ende der Welt. In jedem Zeitalter dafür zu sorgen, daß die äußerlichen und die innern Bedingungen dieses die Ahnung und Bürgerschaft eines höhern Daseins in sich tragenden Glücks durch den Kulturfortschritt,

durch die politischen und sozialen Veränderungen nicht vernichtet werden, sondern erhalten bleiben, womöglich einer größern Zahl zugänglich gemacht werden, das ist die Hauptaufgabe aller öffentlichen Wirksamkeit. Auf dem europäischen Festlande, namentlich in unserm deutschen Vaterlande, sind diese Bedingungen noch weithin vorhanden, aber ernstlich bedroht; sie zu erhalten, zu verhüten, daß nicht auch bei uns die Dinge nach englischem Muster verlaufen, jene Bedingungen in den bisher noch schwach bevölkerten und halb unangebauten Ländern Amerikas und mancher Länder im östlichen Teile der alten Welt neu zu begründen, das ist, scheint uns, die nächste Aufgabe, die die Vorsehung der Christenheit gestellt hat. Die Hauptleistung des technischen Fortschritts besteht darin, daß er einer größern Menge von Menschen das Dasein ermöglicht; aber wenn sich bei wachsender Menschenzahl die Bilanz von Glück und Elend der pessimistischen Seite zuneigt, so ist diese Leistung keine Wohlthat, sondern ein Fluch.

Für die Lösung der soeben aufgestellten Aufgabe Mittel und Wege anzugeben, ist nicht mehr Sache der Geschichtsphilosophie, sondern der Volkswirtschaft und Politik. Nur ein falsches Ideal möchten wir noch zurückweisen, mit dem selbst so einsichtsvolle und besonnene Männer wie Proudhon, Sohn Stuart Mill und Schäffle über die Gefahren zu beruhigen gesucht haben, mit denen uns die Übervölkerung bedroht. Sie erwarten nämlich, daß der Kulturfortschritt eine Bergeistigung und sittliche Erhebung des ganzen Menschengeschlechts zur Folge haben werde, die dazu führen müsse, die Kinderzahl zu beschränken und die Bevölkerung stationär zu machen. Diese Studirstubenweisheit überfiehet den Umstand, daß, wenn die gehoffte Erhöhung der Geistes- thätigkeit und der sittlichen Kraft das Zeugungssystem verkümmern ließe, das Menschengeschlecht nicht stationär bleiben, sondern verkrüppeln oder aussterben würde; daß hingegen, wenn dabei der Menschenleib mit allen seinen Organen gesund und kräftig bliebe, selbst die staunenswerteste Mäßigkeit vergeistigter und tugendhafter Ehemänner den Kindersegen nicht beeinträchtigen würde. Nicht die Unfruchtbarkeit, sondern die Fruchtbarkeit hat zu allen Zeiten für den besten Beweis standesgemäßer Keuschheit gegolten, und wenn die höhern Stände fast in allen Ländern weniger Kinder haben als die Proletarier, so gebührt das Verdienst dafür ganz andern Umständen als der „Bergeistigung.“ Frankreich genießt schon heute die unleugbaren Vorteile des stationären Zustandes, aber nicht kraft höherer Tugend. Solange übrigens noch Raum für die weitere Ausbreitung des Menschengeschlechts vorhanden ist, besteht die Übervölkerungsgefahr nicht allgemein, sondern nur örtlich und kann daher abgewendet werden. Sollte später einmal nicht mehr bloß dieses und jenes Land, sondern die ganze Erde an Übervölkerung leiden, so würde die traurige Notwendigkeit, durch die Ausrottung niedriger stehender Rassen, z. B. der Mongolen, für die europäischen Völker Raum zu schaffen, den modernen

Humanitätsbegriff einer harten Prüfung unterwerfen. Wir sagen nicht die Humanität, sondern den Humanitätsbegriff, weil unter dem glänzenden Schilde dieses Begriffs seit hundert Jahren die schändlichsten Unmenschlichkeiten verübt werden, und zwar zu einem viel niedrigeren Zweck, als die Erhaltung der europäischen Kultur sein würde, nämlich zur Befriedigung der Habucht und niedriger Gelüste einzelner.

Außer der Humanität würde in diesem Fall allerdings auch das Christentum ins Gedränge geraten. Doch wir haben bereits gesehen, daß das Christentum, wenn auch das höchste, so doch nicht das einzige Kulturelement ist und daher zu keiner Zeit für sich allein den Gang und die Entscheidungen der Weltgeschichte zu bestimmen hat. Schmerzliche Gewissens- und Herzenskonflikte, gleich dem in diesem möglichen Falle bevorstehenden, bleiben dem frommen Christen zu keiner Zeit erspart. Indes das ist eine vorzeitige Sorge, vorläufig sind wir noch nicht so weit. Zur Lösung der oben bezeichneten nächsten Aufgabe aber, das sei zum Schlusse noch bemerkt, ist kein Volk so augenscheinlich berufen wie das deutsche, weil keins über eine gleiche Fülle geistiger und körperlicher Kraft und im Verhältnis zu seiner Seelenzahl immer noch erfreulicher leiblicher und sittlicher Gesundheit verfügt. Ewige Schmach würde es treffen, wenn es, der ihm winkenden großen Zukunft die Augen blöde verschließend, jene Schätze in dem kleinlichen Gezänk einer von der Hand in den Mund lebenden, von engherzigem Klasseninteresse geleiteten Parteipolitik verzettelte.



Der Junker Bismarck

Semper idem



neben ist der erste Band einer neuen „historisch-kritischen“ Ausgabe der Reden des Fürsten Bismarck in einer der Sache würdigen, vorzüglichen Ausstattung erschienen. *) Sind sie auch schon mehrfach vollständig oder in Auswahl veröffentlicht worden, so hat es doch diesen Sammlungen bisher nicht nur an der kritischen Genauigkeit gefehlt, sondern noch mehr an den für das volle Verständnis not-

*) Die politischen Reden des Fürsten Bismarck. Historisch-kritische Gesamtausgabe besorgt von Horst Kohl. Erster Band: Die Reden des Abgeordneten von Bismarck-Schönhausen im Vereinigten Landtage, im deutschen Parlament zu Erfurt und in der zweiten Kammer des preußischen Landtags 1847—1852. Mit einem Porträt des Fürsten nach Franz von Lenbach. Stuttgart, 1892, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. XII und 430 Seiten.